Singende Hirne

Siebzehn Annäherungen an den "Kosmos im Kopf". Eine Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden

VON Ulrich Schnabel | 19. April 2000 - 14:00 Uhr

Die grellrote Brühe im Teller ist ungenießbar. Bedrohlich blubbert sie vor sich hin, unentwegt steigen Blasen auf und zerplatzen an der Oberfläche - eine wahre Höllensuppe. Mitten aus der brodelnden Flüssigkeit ragen die Bügel einer schwarzen Hornbrille: Hier hat offenbar jemand zu tief in die Suppe geschaut.

Huch nennt Via Lewandowsky seine Suppeninstallation, die er ursprünglich in New York ausstellte und nun im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden als Synästhesie-Objekt recycelt. Im Rahmen einer Wissenschaftsausstellung wirkt das Werk des bildenden Künstlers wie ein ironischer Kommentar. Schaut her, scheint die untergetauchte Brille zu symbolisieren, so ergeht es denjenigen, die allzu zwanghaft nach Erkenntnis streben: Tiefgehende Blicke enden auf dem Grund eines Suppentellers.

Also weg mit der Hornbrille, wenn man sich auf den Weg nach Dresden macht, zur soeben eröffneten Sonderausstellung *Kosmos im Kopf.* Dort hat Lewandowsky zusammen mit seinem langjährigen Freund und kreativen Sparringspartner, dem Lyriker Durs Grünbein, das Thema Hirnforschung respektlos in Szene gesetzt. Da rattert die Sprachtheorie im Glücksspielautomaten, torkeln die Roboter durch den Ballettsaal, und im Frisiersalon tönt Sigmund Freuds Hypnosetheorie aus der Trockenhaube. Anstatt die Fortschritte der Neurowissenschaft - wie sonst gerne üblich - mit passenden Exponaten ästhetisch zu inszenieren, haben die beiden Künstler den Spieß umgedreht und die Theorien der Hirnforscher als Spielmaterial für kreative Ausflüge in den Kosmos der Kunst genutzt.

Das Dresdner Museum, das sich in den vergangenen Jahren mit großen Wissenschaftsausstellungen wie *Gen-Welten* oder *Der Neue Mensch* Geltung verschaffte, lässt sich damit auf ein spannungsgeladenes Experiment ein. Denn dem furiosen Gespann Grünbein/Lewandowsky steht die wissenschaftliche Projektleiterin Susanne Hahn gegenüber, die mit der Ausstellung ganz brav Wissen über den Stand der Hirnforschung vermitteln und das Publikum "anregen möchte, sich eigene Gedanken zu machen". Die ehemalige Fachärztin hatte zunächst ein eher konventionelles Ausstellungskonzept entworfen, dem Lewandowsky eigentlich nur noch den künstlerischen Schliff verleihen sollte. Doch der 16 Jahre jüngere Künstler, in der ehemaligen DDR als "Autoperforationsartist" berüchtigt und inzwischen mehrfach preisgekrönt, sah die Chance, sich auf 1000 Quadratmeter Ausstellungsfläche "einmal so richtig auszutoben".

Im Brainstorming mit dem ebenfalls in der DDR aufgewachsenen Büchner-Preisträger Grünbein lieferte er zu dem unerschöpflichen Thema "Gehirn und Denken" 17 Interpretationen, die zugleich das Leitmotiv "Science meets Art" immer wieder neu variieren.

Der *Kosmos im Kopf* ist dabei das Produkt einer langen Evolution. Während Via (mit bürgerlichem Namen Volker) Lewandowsky sich etwa für die Ästhetik von Röntgenbildern

oder Mikroskopaufnahmen begeistert und diese ohne wissenschaftliche Berührungsängste verfremdet, treibt den Berliner Dichter Grünbein die nachdenkliche Besorgnis vor den "Indiskretionen der Hirnphysiologie". Deren reduktionistisches Ansinnen, noch die edelsten Regungen des menschlichen Gemüts auf das bloße Feuern von Nervenzellen zurückzuführen, mutet den Lyriker an, als werde man, "durch willkürliche Anwendung der Gefängnisordnung, über Nacht in eine Einzelzelle gesperrt". Wissenschaftsfeindlichkeit oder Weltferne kann man Grünbein dabei nicht vorwerfen. Der Dichter, der mit Werken wie *Schädelbasislektion* oder *Den teueren Toten* bekannt wurde, studierte anlässlich eines Stipendienaufenthalts im Forschungszentrum Jülich das Treiben der "Schädelbohrer und zudringlichen Neurologen" aus nächster Nähe.

Die erste Frucht dieser Auseinandersetzung war *Des Künstlers Hirn* , ein Projekt, das Grünbein und Lewandowsky vor zwei Jahren zur Ausstellungsreihe *Art & Brain* am Deutschen Museum in Bonn beisteuerten. Unter einem Porträt von Lewandowsky mit aufgeklappter Hirnschale ist folgende Willenserklärung zu lesen: "Und meinen Körper vermache ich der Wissenschaft im Tausch gegen die Präparation meines Gehirns. Nach meinem Ableben soll dieses dem Schädel entnommen und als ‚Lewandowskys Hirn' der Vernichtung entzogen werden." Vervollständigt wird das Werk durch einen Edelstahlzylinder zur posthumen Aufnahme des Denkorgans.

"In jedem Menschen platzt, wenn er stirbt, auf Erden ein weiteres All"

Natürlich findet sich auch dieses Werk in der Dresdner Sonderausstellung wieder - nun allerdings nur als eines von über 700 Exponaten: Objekte aus dem Museumsfundus, wissenschaftliche Leihgaben und Fundstücke vom Schrottplatz, die Lewandowsky zusammengetragen hat. Grünbein liefert dazu Gedichte, Abhandlungen und kurze Aperçus. Jenen Neuroforschern, die den unfassbaren menschlichen Geist mit Hirnstromkurven und Kernspintomografen einzufangen versuchen, schreibt er ins Stammbuch: "In jedem Menschen platzt, wenn er stirbt, auf Erden ein weiteres All." Die Dresdner Ausstellung darf ruhig als Versuch verstanden werden, dieses All wenigstens zum Teil sichtbar zu machen.

Den Besucher empfängt ein trister, hirnwindungsgrauer Korridor, der an den Flur eines heruntergekommenen Sozialamtes erinnert. Erst von hier aus eröffnen sich 17 Türen in die eigentlichen Wahrnehmungskammern, in denen Aspekte wie "Sprache", "Entwicklung", "Emotionen" oder "Orientierung" thematisiert werden. Statt einer großen Wissensschau hat Lewandowsky auf diese Weise 17 Miniausstellungen konzipiert, die hier irritierend, dort inspirierend und nur am Rande belehrend ausfallen.

Im weiß gekachelten "Sektionssaal" dominiert noch die wissenschaftliche Darstellung. Hier werden moderne bildgebende Verfahren erläutert und historische Raritäten gezeigt: Hirnschnitte von der Hand Alois Alzheimers, eine Zeichnung des großen Neurologen Ramón y Cajal oder ein "Hirntopf mit Deckel" zum Transport eines bei der Sektion entnommenen Denkorgans. Streng und ein wenig gruselig ist die Atmosphäre, ganz so, wie man sie von frühen Wissenschaftsausstellungen her kennt.

Doch je weiter der Besucher vordringt, umso mehr muss er sich mit Lewandowsky der "Kunst als Bergführer" überlassen. Schon im zweiten Raum, einer altehrwürdigen

"Bibliothek" mit gedämpftem Licht, großformatigen Porträts und aufgeschlagenen Büchern, wird das Leib-Seele-Problem ironisch gebrochen. Das "Denken" passt bei Lewandowsky in eine halbe Walnuss, der "Geist" schrumpft zur halb abgebrannten Spielzeugkerze und die "Seele" ist ein Wattebausch.

So geht es fort, durchs "Wohnzimmer", die "Dunkelkammer", das "Ballettstudio" bis hin zum "Gewächshaus", in dem als medizinische Sensation ein Hund mit zwei Köpfen die ungeheuerliche Frage nach der Transplantierbarkeit von Köpfen samt Inhalt aufwirft. Hinter jeder Tür wartet eine Überraschung, etwa der Frisiersalon mit Herbstwald-Fototapete zur Gehirnwäsche, das "tiefenpsychologische Eisbergmodell des Bewusstseins", das einer Installation des Amerikaners Jeff Koons nachempfunden ist, oder der Reaktionstest in einem alten Trabant.

Der künstlerische Unterhaltungswert an dieser "einzigen großen Sinnestäuschung" (Lewandowsky) ist zweifellos hoch; auch der Spieltrieb und die Entdeckerfreude werden bedient. Wer jedoch die intensive Auseinandersetzung mit der Wissenschaft sucht, wird mitunter enttäuscht. Zur inneren Uhr und den zeitlichen Rhythmen im Gehirn fällt dem Künstler nur ein mit Zeitmessern jeglicher Art voll gestopfter "Uhrenladen" ein. Das Thema Hirn- und Kindesentwicklung handelt Lewandowsky mit Panoramakinderwagen aus den siebziger Jahren und einem Film über die ersten Lebensjahre seiner Tochter ab. Und die "Zukunftsfragen der Hirnforschung" sind mit Spielzeugsoldaten und allerhand Holzmodellen, von Kolumbus' *Santa Maria* bis zur Göltzschtalbrücke, illustriert.

Wer etwas über wissenschaftliche Hintergründe erfahren möchte, muss schon zu dem ausführlichen Begleitbuch greifen *(Gehirn und Denken: Kosmos im Kopf,* Hatje Cantz Verlag, 38,- DM). Statt der üblichen Ausstellungsprosa liefert es anspruchsvolle Aufsätze von führenden Forschern wie Wolf Singer , Antonio Damasio, Ernst Pöppel, Michael Hagner und vielen anderen, die die Auseinandersetzung lohnen. Im Hygiene-Museum selbst hingegen sind wissenschaftliche Inhalte oft in erklärende Tafeln an der Wand verbannt, wirken fast wie unwillig geduldete Störungen.

"Auch wenn Kunst und Wissenschaft sich heute so unversöhnlich gegenüberstehen wie noch nie, sind sie sich doch gleichzeitig näher als je zuvor", schreibt Via Lewandowsky dazu. Was sie, bei aller Spezialisierung, vergleichbar mache, sei ihre "Entfernung vom gesunden Menschenverstand, der sich vorm Kunstwerk dieselbe Frage stellt, wie vor der jüngsten Theorie über Superstrings oder Neurotransmitter: Was zum Teufel soll das bedeuten?"

Wer sich auf diese Frage einlässt, wird in Lewandowskys Kunst-Kosmos viel Freude haben. Die Hoffnung der Ausstellungsmacher jedoch, damit Zusammenhänge "sinnlich erfahrbar" zu machen und die Wahrnehmungsfähigkeit der Besucher "um neue Sichtweisen" zu erweitern, erfüllt sich wohl nur für denjenigen, der viel Zeit mitbringt. Allein der einfühlsame Film über Patienten mit verschiedenen Hirnstörungen, der im

"Kino" läuft, dauert eineinhalb Stunden. Und so recht erschließt sich der *Kosmos im Kopf* erst demjenigen, der die einzelnen Räume mehrfach besucht und - ähnlich wie die Neuronen im Gehirn - die Kunst der Vernetzung beherrscht. Aber das ist ja in der sich stürmisch entwickelnden Neurowissenschaft nicht anders.

Die Ausstellung "Kosmos im Kopf: Gehirn und Denken" ist (außer montags) noch bis zum 25. Oktober zu sehen. Informationen unter Telefon: 0351/484 66 70